

wirklich hingezogen fühlen. Ohne ihre Tätigkeit fehlt der Gemeinschaft die Wärme des Heims und die Ordnung der irdischen Notwendigkeiten. Im Interesse des inneren Geistes der Kommunität darf man diese Brüder nur in Notfällen durch Weltlaien ersetzen, was leider gerade in den Missionen wegen des wachsenden Brüdermangels immer öfter notwendig wird.

Auf Grund einer Erhebung unter 143 Laienbrüdern, die in der Zeitschrift „Spiritus“ der Spiritaner (Paris, Februar 1963) veröffentlicht wurde, stellte Jourdain Bonduelle OP fünf Typen von Brüderberufungen fest: 1. die treuen Diener der Kommunitäten, 2. die Männer der Hingabe an einen gelernten Beruf, 3. die Männer des Kontaktpostolats, 4. die Männer der „Diakonien“ im biblischen Sinne, 5. die Lehrbrüder. Viele sprechen sich für Übernahme des Weihediakonats durch geeignete und speziell vorgebildete Brüder aus, möchten aber in den Priesterorden keine dritte soziale Gruppe, die der Diakone, entstehen sehen. In den Berichten findet man viele Fingerzeige für eine Neuausrichtung des Brüderstandes auf die Zeitbedürfnisse.

Die Missionsgebetsmeinungen des Heiligen Vaters für 1964

Januar: Daß das Evangelium Christi unter den buddhistischen Völkern ungehindert verkündet werden kann (Ut Christi Evangelium in nationibus, quae

Buddhae doctrinis inhaerent, libere praedicari possit).

Februar: Um Zunahme der Brüderberufe für die Missionen (Ut missionalium fratrum vocationes numero crescant).

März: Daß die jungen zur Unabhängigkeit gelangten Nationen in kluger Zusammenarbeit Gerechtigkeit und Frieden suchen (Ut nationes, quae recens sui iuris factae sunt, mutuis auxiliis prudenter collatis, iustitiam et pacem quaerant).

April: Für die Aussätzigen (Pro leprosis).

Mai: Für eine christliche Mädchenerziehung in Afrika (Pro christiana puellarum educatione in Africa).

Juni: Daß die Verkündigung der Gerechtigkeit und Liebe Christi in Japan reiche Frucht bringe (Ut praedictio iustitiae et amoris Christi in Iaponia uberes fructus afferat).

Juli: Für Zunahme der Priesterberufe und Unterstützung bedürftiger Studenten durch die Gemeinschaft der Katholiken (Ut sacrorum alumni numero crescant atque iis, quibus egent auxiliis, a catholicorum hominum adiuentur).

August: Daß ein zahlreicher und aufs beste geeigneter Missionsklerus den seelsorglichen Bedürfnissen der Gläubigen entspreche (Ut missionalium regionum clerus, praecellentibus necessitatibus obeundis numero par aptissime evadat).

September: Für gediegene Ausbildung und angemessenen Unterhalt einer ausreichenden und stets zunehmenden Zahl von Katechisten (Ut catechistarum sufficiens et crescens numerus habeatur, qui bona formatione polleant et aequa sustentatione fruuntur).

Oktober: Für ein wachsendes Missionsinteresse unter den Katholiken (Ut in catholicis nationibus missionale studium accrescat).

November: Daß in Asien und Afrika der Einfluß einer vom Westen kommenden materialistischen Kultur durch Studium und Anwendung der Enzyklika *Mater et magistra* überwunden werde (Ut in Asia et in Africa influxus culturae materialisticae, ab Occidente promanans,

studio Litterarum Encyclicarum *Mater et magistra* earumque normis ad effectum perductis, superetur).

Dezember: Daß eine im Geiste des Zweiten Vatikanischen Konzils der Eigenart der Völker angepaßte Liturgie viele zur Kirche Christi führen möge (Ut per Sacram Liturgiam, eius formis ad mentem Concilii Vaticani II populorum indoli accommodatis, frequentiores usque ad Christi Ecclesiam adducantur).

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Seelsorge an den Nichtpraktizierenden Vom 2. bis 5. Juli 1963 fand in Wien eine Tagung europäischer Pfarrer („Colloque européen des Paroisses“) statt, die sich mit der Seelsorge an den Nichtpraktizierenden befaßte. Initiator der Tagung war Abt Paul Dupont von der Prämonstratenserabtei Mondaye, Nordfrankreich, der bereits 1961 ein solches „Gespräch“ in Lausanne zustande gebracht hatte. In Wien lag die Durchführung der Tagung in den Händen des Leiters des Österreichischen Seelsorge-Institutes, Prälat Dr. Karl Rudolf. Die etwa 120 Teilnehmer waren aus acht europäischen Ländern gekommen: Österreich, Schweiz, Bundesrepublik Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien, Italien; die stärksten Gruppen stammten aus Deutschland und Frankreich.

Die Notwendigkeit eines internationalen Erfahrungsaustausches ergibt sich, wie Abt Dupont in dem Eröffnungsreferat ausführte, daraus, daß der lautlose Abfall breiter Schichten eine globale Erscheinung ist und daher nur ein gemeinsames Bemühen von Bischöfen, Klerus und Laien und eine gleichmäßige Fortschrittlichkeit im Wirken der Kirche dem entgegenwirken kann. Prälat Dr. Rudolf hob als wichtigen Leitgedanken hervor, daß sich der Priester in seinem seelsorglichen Bemühen immer vor Augen halten müsse, daß es nicht immer böser Wille sei, der die Abseitsstehenden zu dieser Haltung veranlaßt hat.

Ursachen der Kirchenfremdheit

Das Referat über die soziologischen Voraussetzungen der religiösen Situation der Nichtpraktizierenden hielt Dr. Rudolf Weiler, Wien. Er teilte die Nichtpraktizierenden in drei Hauptgruppen ein (der Begriff „Nichtpraktizierende“ sagt im Grunde nicht viel aus): 1. diejenigen, die sich subjektiv durchaus zur Kirche gehörig fühlen, in ihren Wohnungen Kreuz und religiöse Bilder in Ehren halten, einen gewissen Totenkult pflegen, ihre Kinder in den Religionsunterricht schicken und bei bestimmten Anlässen auch selbst beten; 2. diejenigen, die nur während der mittleren Jahrzehnte ihres Lebens der religiösen Praxis fernbleiben — sei es aus Konflikten im sexuellen Bereich oder durch die völlige Beanspruchung für den Aufbau ihrer beruflichen Existenz —, die später aber zum kirchlichen Leben zurückkehren; 3. diejenigen, die dauernd fernstehen, die keinerlei religiöses Leben mehr führen, doch den formellen Bruch mit der Kirche nicht vollzogen haben. Sie bilden keine einheitliche Gruppe. Manche waren einst Suchende, betrachten aber nun den religiösen Glauben als unzumutbar; andere wieder, und zwar der Hauptteil, sind die Lauen und Faulen, um nicht zu sagen Dummen, Menschen mit primitiver Bildungsstufe und

geringen geistigen Interessen, die sich in weltanschaulichen Fragen überhaupt keine Gedanken machen. Wenn die Betriebssoziologie mit einem „bösen Drittel“ rechnet, nämlich mit den irgendwie Asozialen, die sich in die gemeinsame Ordnung schwer einfügen, so müsse auch die Seelsorge mit einer großen Zahl Menschen rechnen, an deren Areligiosität die Asozialität wesentlich mitbeteiligt ist.

Über diese individuelle religiöse Haltung hinaus können ganze Wohnviertel von der Kirchenfremdheit geprägt sein: Industriezonen, bestimmte Großstadtviertel, Villenviertel, wo die Ungläubigkeit eine große kollektive Macht ist.

Die Ursachen der Kirchenfremdheit (über die ja schon viel geforscht worden ist) faßte Dr. Weiler folgendermaßen zusammen: die geschlossene innerweltliche Kausalität, in der es keine ursprünglichen Transzendenzerlebnisse mehr gibt; die Dichte der Konsumerlebnisse, die das Denken von allen Fragen nach dem Ugrund der Dinge abschirmen; die Aufgliederung unserer Gesellschaft in Interessen-Großgruppen, deren einziger Maßstab der materielle Erfolg ist, und damit verbunden die weltanschauliche Verdünnung und Verdrängung der ethischen und religiösen Werte; das Verschwinden religiöser Symbole und Handlungen im öffentlichen Bereich, so daß der Durchschnittsmensch den Eindruck erhält, das Religiöse sei bedeutungslos geworden; die Mobilität des einzelnen in unserer Industriegesellschaft und die Raschlebigkeit im Konsumverhalten, in der Freizeit und im Wechsel des Arbeitsplatzes, während religiöses Leben in der Gemeinschaft festen Rhythmus und Beständigkeit braucht; mangelndes sittliches Verantwortungsbewußtsein als Folge der unüberschaubar und unpersönlich gewordenen sozialen Apparate.

Darüber hinaus dürfe aber nicht übersehen werden, daß auch Bewährung und Versagen der Kirche an der Gesellschaft wesentlich zur kirchlichen Praxis der Gläubigen beitragen. Die Kirche ist im Laufe vieler Jahrhunderte eine enge Verbindung mit den Strukturen des Feudalwesens und der bäuerlich-handwerklichen Welt eingegangen und konnte sich lange daraus nicht lösen. So verlor sie mit der Industrialisierung immer mehr an Boden im öffentlichen Leben und im täglichen Leben der Menschen. Sie begnügte sich lange Zeit mit dem äußeren Schein des Staatskirchentums, als ob alles in Ordnung wäre, während sich im Volk der sozial-revolutionäre Umschwung vorbereitete, der nach dem ersten Weltkrieg zum Ausbruch kam. In manchem ist sogar heute noch der bäuerlich-kleinbürgerliche und feudale Charakter erhalten: in den Formen der Gebete und gottesdienstlichen Handlungen, im Aussehen der Kirchen, in den barocken Titulaturen, in den Farben der kirchlichen Würden, im kurialen Ton. Dazu die unverständliche lateinische Kultsprache und eine kirchliche Volkssprache, die vielfach schwulstig und lebensfremd wirkt. Daher bleibt das Volk weithin teilnahmslos. Die Kirche ist im Vergleich zur Beweglichkeit und zur demokratischen Grundhaltung unserer Zeit immer noch viel zu konservativ. Hier seien große Hindernisse wegzuräumen.

Ein weiteres Referat „Die Pfarre als Zentrum der Glaubensverbreitung“, gehalten von Jean *Frisque*, Professor am Seminar der „Mission de France“, Paris, befaßte sich mit der Frage, ob die Pfarre — nicht die gegenwärtige, sondern eine erneuerte und vom missionarischen Geist erfüllte Pfarre — überhaupt fähig ist, ein missionarisches Zentrum zu werden, oder ob sie nicht auch nach ihrer Erneuerung eine Institution der „christlichen Gesellschaft“

bleiben wird und aus der missionarischen Aufgabe der Kirche notwendigerweise neue Institutionen hervorgehen werden. Wie der Titel des Referates aussagt, bekannte sich *Frisque* zur ersteren Auffassung. Er zeigte, daß die Pfarre in ihrer ursprünglichen Zielrichtung dieses Zentrum tatsächlich war: Die Ortskirche mit missionarischer Verantwortung in der Gemeinde zu Jerusalem und in den Gemeinden des hl. Paulus; die Bischofsgemeinde, in der es nur eine eucharistische Versammlung gab, nämlich dort, wo der Bischof war (Zeit des hl. Ignatius von Antiochien); die in verschiedene Titelkirchen aufgegliederte römische Ortskirche des 4. und 5. Jahrhunderts, in der die Einheit dadurch gewahrt wurde, daß die Eucharistie mit dem Bischof in die verschiedenen Titelkirchen (Stationes) mitwanderte; die Landpfarre in Gallien, die vom Bischof einer Stadt zum Zweck der Glaubensverbreitung auf dem Lande gegründet wurde (4. und 5. Jahrhundert). Erst in der Karolingerzeit, als im Abendland die Missionierung als abgeschlossen galt und das Christentum zum einigenden und das Chaos bändigenden Faktor im Karolingerreich wurde, trat an die Stelle der Glaubensverbreitung die Verwaltung des Kultes; der Glaube wurde durch das Institutionelle geschützt und verlangte keine persönliche Entscheidung mehr. In dieser Linie steht noch die heutige Pfarre. Jean *Frisque* ist überzeugt, daß die Pfarre durch stärkeres Erfassen der gemeinsamen Verantwortung gegenüber allen Bewohnern der Pfarre, durch Gliederung in kleinere Gemeinschaften der missionarischen Aufgabe gerecht werden kann.

Möglichkeiten, die Kirchenfremden anzusprechen

In der Frage, was nun praktisch getan werden kann, um die Fernstehenden anzusprechen und dem kirchlichen Leben wiederzugewinnen, ergaben sich in den verschiedenen Referaten und Erfahrungsberichten große Übereinstimmungen. Die wichtigsten Referenten zu diesen Fragen waren: Pfarrer *Georges Michonneau*, Paris, dessen Bücher über die missionarische Aufgabe der Pfarre weit über Frankreich hinaus bekannt geworden sind; Pfarrer *Joseph Ernst Mayer*, Wien; *Casian Floristan*, Professor an der Päpstlichen Universität von Salamanca.

1. Sehr nachdrücklich wurde die Neugestaltung der Liturgie gefordert (besonders von Pfarrer *Michonneau*). Die gegenwärtigen Formen sind dem Volk, insbesondere der Arbeiterschaft, kaum verständlich. Sie müßten vereinfacht und den heutigen Menschen angepaßt werden, wobei die Einheitlichkeit der Form aufgelockert werden sollte. Die Volkssprache müßte einen weit größeren Raum erhalten. Statt einer begrenzten und jedes Jahr wiederkehrenden Anzahl der Schriftstellen im Gottesdienst wäre ein möglichst großer Teil der Heiligen Schrift zu verwenden.

2. Die Gelegenheiten, bei denen der Priester auch Fernstehende vor sich hat: Taufe, Erstkommunion, Trauung und Begräbnis, müßten viel mehr genützt werden. Der Priester sollte sich bei der Gestaltung der Feier und in der Wahl seiner Worte immer vor Augen halten, wie dies auf die Fernstehenden wirkt.

3. Dem Wort und insbesondere der Predigt müßte größeres Gewicht zukommen. Die „Dimension des Wortes“ müßte gleichsam neu entdeckt werden in einer volknahen, in einfacher Sprache gehaltenen Predigt, die nicht primär Dogmatik lehrt und Moral predigt, sondern zum Menschen spricht. Von den Priesterseminarien sagte Pfarrer *Michonneau*, daß sie kaum bemüht oder befähigt sind, richtige Prediger auszubilden.

4. Bildung echter Gemeinschaften, in denen sich der Mensch als Person erlebt und die christliche Liebe spürbar wird. In den Großstädten Gliederung in kleine Gemeinschaften (Sprenkel) mit regelmäßigem Hausbesuch des Laienhelfers und des Priesters sowie Diskussionsabende mit Familien in den Pfarrsprengeln (Pfarrer Mayer).

5. Ausbau von Diensten, die auch den Nichtpraktizierenden angeboten werden, wie Pfarrkindergärten, Horten, Pfarrbibliothek, Familienhilfe.

6. Ein monatliches Pfarrblatt, das modern gestaltet und mit dem Blick auf die Fernstehenden geschrieben und in alle Familien getragen wird. Dazu Mütterbriefe zur Erziehung der Kleinkinder und Briefe zum Geburtstag. Diese Bemühung der einzelnen Pfarrer müßte, wie Pfarrer Mayer betonte, von einer Änderung des gesamten seelsorglichen Klimas begleitet sein: durch Präsenz der Kirche im sozialen und politischen Bereich — bei aller Neutralität in der Tages- und Parteipolitik —, in der Wissenschaft und in den Massenmedien. Ferner müßte die pfarrliche Seelsorge ergänzt werden durch eine überpfarrliche für bestimmte Berufsgruppen, an den Arbeitsstätten und durch modern gestaltete Informationszentren in den Städten.

Über die Art und Weise, mit Fernstehenden und Ungläubigen ins Gespräch zu kommen, berichtete P. *Cornélie*, derzeit beauftragt mit der Mission unter den Nichtpraktizierenden in den Vorstädten von Paris. Zunächst erinnerte er daran, daß einerseits auch bei den Praktizierenden ein mehr oder minder großes Maß an Unglauben und „Götzendienst“ vorhanden ist, womit sich der Seelsorger befassen sollte, andererseits aber bei einem Großteil der Nichtpraktizierenden ein gewisser Glaube vorhanden ist, um den man sich bemühen müßte, wenn diese Nichtpraktizierenden etwa bei der Gelegenheit der Erstkommunion ihrer Kinder in der Kirche erscheinen. Wenn man mit den eigentlich Ungläubigen ein Gespräch führen wolle, müsse man die kollektiven Ursachen ihres Unglaubens, nämlich die großen Strömungen der Gleichgültigkeit und des Atheismus und deren philosophische und politische Leitbilder, kennen. Ein solches Gespräch sei sehr schwierig; man müsse vorerst eine freundschaftliche Atmosphäre schaffen, dem Gesprächspartner in allem mit Takt und Achtung begegnen und alle kämpferische Haltung aufgeben. Man müsse viel Geduld haben und bedenken, daß die gleichen Worte bei Ungläubigen vielfach einen anderen Sinn haben. Solche Gespräche können natürlich auch eine Gefahr für den eigenen Glauben sein, sie sind aber andererseits sehr fruchtbar, weil sie uns zwingen, unseren Gedanken eine Struktur zu geben, genau zu formulieren und manche Aspekte neu zu entdecken: die besondere Lage dieser Menschen vor Gott und die Bedeutung der Gnade.

Zur Anregung für andere Länder berichtete Kan. Francis *Connan*, Pfarrer in Paris, über die Weltpriestergemeinschaft in Frankreich. Sie wird in drei Bereichen verwirklicht: als Tisch- und Wohngemeinschaft, als Gemeinschaft der Arbeit und Gemeinschaft des Gebetes. Man ist sehr bemüht, eine gemeinsame Spiritualität zu finden. Diese Gemeinschaften haben eine starke Dynamik entwickelt, die auf die Laienwelt einwirkt.

Am vorletzten Tag kam auch der eben aus Rom zurückgekehrte Wiener Oberhirte, Kardinal König, zur Tagung. Er teilte mit, daß der Heilige Vater, dem er über die Tagung berichtete, an dieser sehr interessiert sei und ihm seine besonderen Segenswünsche mitgab. In seinen Aus-

führungen betonte der Kardinal, daß Familie und Pfarre die Grundpfeiler des Christenlebens sind und daß die Pfarre heute auch die Aufgabe der sozialen Integration habe. Jeder Priester soll in einer Pfarre mitarbeiten. Der in dieser Tagung realisierte internationale Kontakt der Pfarrer möge eine Vorstufe sein zu internationalen Kontakten der Bischöfe.

Aus Amerika

Aus der Gedenkrede von Kardinal Cushing auf Präsident Kennedy Bei einem Trauergottesdienst in Boston am Sonntag, dem 24. November 1963, der über das ganze Fernsehnetz der Vereinigten Staaten übertragen wurde, widmete der Kardinal-Erzbischof des Heimatortes der Familie Kennedy dem Toten Worte des Gedenkens, die wir auszugsweise nach dem Text von „The New York Times“ (25. 11. 63) wiedergeben:

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte Freunde in Christus, werte Gäste!

Erschüttert und niedergeschlagen steht die Welt hilflos vor der Tatsache des Todes, vor dem Ereignis des tragisch geglückten Attentates auf das Leben des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika.

Unsere anfänglichen Zweifel machten einer Trauer von Millionen von Menschen in aller Welt Platz, die ohne Vorgang ist. Überall in der Welt vereinigten sich Leidtragende mit uns in der Ehrfurcht vor einem Schweigen, das nie mehr gebrochen werden kann, und vor dem Entschwinden eines Lächelns, das wir nie wieder sehen werden.

Denen von uns, die den Präsidenten als Freund und auch als Staatsmann kannten, versagen die Worte, wenn wir der Betrübnis unseres Herzens Ausdruck geben wollen.

Es war mein Privileg, mit John F. Kennedy von Anbeginn seines öffentlichen Lebens verbunden zu sein; ja sogar noch früher Zeuge davon zu sein, wie er heranwuchs in der Entwicklung seines Verantwortungsbewußtseins, und etwas von der Wärme seiner herzlichen Freundschaft zu verspüren und zu sehen, wie sein Charakter in der Kraft des Leidens und der Verluste stählerne Härte gewann.

Ich bin mit ihm gewesen in Freud und Leid, in kritischen Zeiten und bei Entscheidungen, inmitten von Freunden und von Fremden. Ich kenne niemanden, der mehr als er jene edle Vollkommenheit großer Eigenschaften besessen hätte, die seine kühl abwägende Intelligenz und sein weites, tapferes und großes Herz besaßen.

Führer einer Welt

Nun ist er zu unserem großen Schmerz von uns genommen worden, und ich muß aussprechen, daß wir nie mehr jemanden wie ihn zu Gesicht bekommen werden.

Viele werden, wie es sich gehört, dem Präsidenten ihren Tribut erweisen als einer Persönlichkeit von weltpolitischer Größe...

Mir ziemt es mehr und eigentlicher, während dieser Tage der Trauer das Bild zu zeichnen, das ihn als Gatten und Vater zeigt, umgeben von seiner jungen und geliebten Familie. Obwohl die Anforderungen seines hohen Amtes ihn oft von Hause wegführten und auch zu Hause seine Tage mit endloser Arbeit füllten, nahm er sich oft die Zeit für seinen kleinen Sohn und seine liebe Tochter, wenn er nur etwas freie Zeit erübrigen konnte.

Was für ein kostbares Andenken wird das im Gedächtnis der beiden vaterlosen Kinder hinterlassen! Wer von uns kann die kindlichen Spiele vergessen, die von Zeit zu Zeit den vornehmen Amtssitz des Präsidenten mit rührenden Szenen eines glücklichen Familienlebens erfüllten?

Die liebliche Caroline, das Publikum bezaubernd, der gemütliche John auf allen vieren die Treppe zum Flugzeug hinaufkletternd, um seinen Vater und die liebende Mutter zu begrüßen, die wie alle Mütter die Kinder erwartete, die ihrem Fleisch und Blut entstammten . . .

An der Seite des Präsidenten, in verständnisvoller Ergebenheit und Liebe stand seine liebenswürdige und schöne Jacqueline. Immer treu den Verpflichtungen ihrer Aufgabe als Mutter, hat sie dem Reiz, Amerikas First Lady zu sein, neue Seiten hinzugefügt. Der Stolz auf ihren Mann, den er in hervorragender Weise rechtfertigte, wurde voll erwidert in seinem Stolz auf sie. Die Bande der Liebe, die sie in der Ehe vereinigten, wurden zu ehernen Banden . . .

Die göttliche Vorsehung hat sie dadurch gesegnet, daß sie ihr, wie wenigen anderen Frauen, in dieser Lage die Gnade verlieh, ihrem sterbenden Gatten den Trost zu bieten, in ihren Armen zu ruhen.

Wenn die Leute von dieser düsteren Stunde sprechen, dann werden sie noch in der Zukunft immer daran denken, wie würdig sie in ihrer edlen Schönheit voller Mut an der Seite ihres heldenhaften Gatten war. Wir haben ihrer Person aus vielen Gründen immer Achtung entgegengebracht. Jetzt müssen wir vom Adel ihres Geistes sprechen . . .

Familienerbe

Aber man kann, meine Lieben, und zumal jemand wie ich kann nicht an den verstorbenen Präsidenten denken, ohne an das Vermächtnis des Dienstes für die Öffentlichkeit zu erinnern, das ihm sein Name und seine Familie hinterlassen haben.

Durch Generationen hindurch ist unser Staat bereichert worden durch die verschiedensten Dienste auf der einen oder anderen Ebene, die ihm jenes Blut leistete, das am letzten Freitag so sinnlos vergossen wurde. John Kennedy erfüllte in dem höchsten Amt, das er erreichen konnte, die lange Überlieferung seiner Familie.

Es ist für uns alle ein Trost zu wissen, daß ein tragischer Tod nicht auch zugleich das Ende der öffentlichen Dienste seiner Familie bedeutet, sondern daß sie neuerdings Verantwortung übernimmt gemäß den Energien und Fähigkeiten einer der wahrhaft großen Familien von Amerika.

Welchen Trost kann ich ihren schwergeprüften Herzen heute bieten, der Mutter, dem Vater, den Schwestern, den Brüdern, welchen Trost außer dem Wissen, daß sie der Geschichte einen jugendlichen Lincoln geschenkt haben, der zu seiner Zeit durch sein Opfer die Hoffnungen unserer Nation und unseres Volkes gestärkt hat. Der verstorbene Präsident war selbst noch im Tode ein junger Mann, und er war stolz auf seine Jugend. Wir können niemals die Worte vergessen, mit denen er seine kurze Amtszeit als Präsident der Vereinigten Staaten begann. Er sagte: „Von diesem Augenblick an und von diesem Platz aus mögen Freunde und Feinde in gleicher Weise wissen, daß die Fackel weitergereicht worden ist an eine neue Generation von Amerikanern, die in diesem Jahrhundert geboren sind, durch den Krieg geprägt, durch einen harten und bitteren Frieden geformt, stolz auf ihr überkommenes Erbe . . .“ Keine Worte können den Mann, der sie sprach, besser beschreiben als diese, als

einen Mann, dessen Jugend ihm eine schier grenzenlose Energie verlieh, obwohl Krankheit ihn physisch behinderte. Heroisch nahm er am Krieg teil; später leistete er im Kongreß positive und fortschrittliche Arbeit. Das ist der persönliche Hintergrund für seine Worte: „Wir wollen, daß jedes Volk wisse, daß wir jeden Preis bezahlen, jede Bürde auf uns nehmen, jede Härte ertragen und jeden Freund unterstützen wie auch jedem Feind Widerstand leisten werden, damit die Freiheit überleben und den Sieg davontragen möge. Dafür verbürgen wir uns und mehr als das.“

Alles, was der junge Präsident in diesen Worten versprach, stellte er schon vor seiner Ermordung unter Beweis, darum hat er in unvergeßlicher Sprache seine eigene Grabschrift geschrieben.

Ein erfülltes menschliches Leben

Noch vor zwei Tagen war er der Führer der Freien Welt, voller Jugend, Kraft und Verheißung. Er spielte eine Rolle voll von Aktivität, Konflikten, Aufregungen und Wechselfällen. Er lebte ein volles menschliches Leben, zu dem auch das Bewußtsein der Dämmerung und der Blick auf den Sonnenuntergang gehören, er liebte und wurde geliebt.

Jetzt ist er auf den unergründlichen Wegen Gottes aberufen worden zu einem ewigen Leben jenseits von allen Mühen, wo alles im Frieden liegt. Alle von uns, die wir John Kennedy persönlich kannten und liebten, seine Jugend, sein Temperament, seine Ideale, sein Herz, seine Großzügigkeit, seine erhofften Ziele, wir trauern jetzt, jeder für sich, mehr um unseretwillen als um seinetwegen.

Wir werden ihn vermissen. Er wartet nun auf uns an einem anderen Ort. Er spricht zu uns heute von dort aus mit den Worten des Paulus an Timotheus: „Ich habe den guten Kampf gekämpft . . . Nunmehr ist mir die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt, die mir an jenem Tage der Herr verleihen wird . . .“ (vgl. 2 Tim. 4, 7—8).

John F. Kennedy, der 35. Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, hat den guten Kampf gekämpft für die von Gott verliehenen Rechte seiner Mitmenschen und für eine Welt, in der Friede und Freiheit herrschen sollen.

Er hat zu Hause und in fremden Ländern den Wettlauf beendet und alle Menschen auf die Gefahren und Hoffnungen unserer Zukunft hingewiesen.

Er hat Hilfe in jeder Form denjenigen versprochen, die versucht waren, seine Worte falsch auszulegen, sein Land falsch zu verstehen und entmutigt sich selbst aufzugeben und sich falschen Propheten zu überlassen.

Er hat bis zum Tode das Privileg erfüllt, das er am Tage seiner Amtseinsetzung in Anspruch nahm, ein Privileg in der Form eines Versprechens: „Ich werde vor meinen Verantwortungen nicht zurückschrecken.“

Weit mehr hätte er für Amerika und für die Welt erfüllen können, wäre er nicht in unserem eigenen Lande ermordet worden, das er liebte und das er verehrte und für das er sein Leben dahingab. Möge seine edle Seele in Frieden ruhen. Möge das Andenken an ihn in unseren Herzen für immer weiterleben als ein Symbol der Liebe zum Vaterland und zur ganzen Menschheit, als die Grundlage, auf der eine neue Welt errichtet werden muß, wenn unsere Kultur überleben soll.

Die ewige Ruhe verleihe ihm, o Herr, und das ewige Licht lasse ihm leuchten!

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.